

Karen Witemeyer

*Das Glück
kommt oft im
Doppelpack*


Francke

*Kein schlechter
Tausch*

*Eine tüchtige Frau – wer hat das Glück, sie zu finden?
Sie ist wertvoller als viele Juwelen! Ihr Mann kann sich auf sie
verlassen, sie bewahrt und vergrößert
seinen Besitz. Ihr Leben lang tut sie ihm Gutes,
niemals fügt sie ihm Leid zu.*

Sprüche 31,10-12

Kapitel 1

Oktober 1890

Hope Springs, Texas

Ruth Fulbright hielt ihre schlafende siebenjährige Tochter im Arm und blieb erst einmal sitzen, nachdem die Postkutsche zum Stehen gekommen war. Die anderen Reisenden hingegen, die sich offensichtlich für etwas Besseres hielten, setzten alles daran, den Wagen so schnell wie möglich zu verlassen. Der modisch gekleidete Herr zu ihrer Linken, der eindeutig zu viel Pomade im Haar hatte, rempelte Ruth mit seinem Ellbogen an, als er aufstand. Um ihm auszuweichen, lehnte sie sich nach rechts – und stach sich beinahe das Auge an der Hutfeder der älteren Matrone aus, die gerade die Kutschentreppe hinunterstieg.

Na wunderbar! Wer hätte gedacht, dass eine Reise mit der Postkutsche so gefährlich sein könnte? Sie hatte doch tatsächlich geglaubt, Banditen wären das Schlimmste, was ihr auf der gut dreißig Kilometer langen Reise vom Bahnhof in Weatherford hierher begegnen könnte. Doch da hatte sie ihre Rechnung ohne all die mitleidigen Blicke, das snobistische Schnauben und den spitzen Federschmuck gemacht. Niemals hätte sie sich träumen lassen, dass sich damit ein solcher Schaden anrichten ließe. Obwohl ihr das eigentlich nichts anhaben sollte. Als Frau, die nach dem Ende des Bürgerkrieges in den verwüsteten Südstaaten aufgewachsen war, hatte sie gelernt, sich auf jedem gesellschaftlichen Parkett zu behaupten.

Ihr Kleid mochte fadenscheinig sein, das Leder ihrer Schuhe hauchdünn und an ihrem Finger fehlte der Ring, doch sie war

sauber, unbescholten und hatte nicht den geringsten Grund, sich zu schämen.

Jetzt schob sich der Herr mit der vielen Pomade im Haar an ihr vorbei und rempelte dabei ihre Tochter an.

»Entschuldigung«, murmelte er, doch sein Blick verriet, dass er in Wahrheit ihr die Schuld dafür gab, dass Naomi ihm im Weg gewesen war. Ein echter Gentleman hätte ihnen den Vortritt gelassen und gewartet, bis Ruth und Naomi ausgestiegen waren. Oder er hätte ihnen seine Hilfe angeboten. Doch offensichtlich sah er sie nur als Hindernis an, nicht als eine echte Dame.

»Mama?« Naomi hob den Kopf von ihrer Brust und öffnete ihre wunderschönen braunen Augen, die Ruth so sehr an die ihres Mannes erinnerten.

Augenblicklich fuhr ihr ein Stich durchs Herz. Stephen war nun schon seit zwei Jahren tot. Seit zwei Jahren, drei Monaten und neun Tagen. Ach, sie sollte wirklich aufhören zu zählen. Es brachte schließlich nichts, ihre Zeitrechnung nach ihrem Verlust auszurichten. Es war nur schon so lange her, dass sie etwas wirklich Positives erlebt hatte ... Aber genug davon.

Ruth richtete sich auf und lächelte ihre Tochter an. »Guten Morgen, Schlafmütze.« Sie strich Naomis Pony zurück und küsste sie auf die Stirn. »Wir sind da.«

Naomis Augen wurden groß und sie grinste. »In unserem neuen Zuhause?«

Ruth nickte. Sofort machte ihre Tochter sich von ihr los und sprang auf.

Gott sei gelobt für den Optimismus der Jugend. Ruth wusste nicht, wie sie die letzten Monate ohne Naomi hätte überstehen sollen, die selbst durch die dunkelsten Wolken hindurch noch die Sonnenstrahlen sah. Und dunkle Wolken hatte es wirklich mehr als genug gegeben. Doch das schien nun fast vergessen, als ihre strahlende Tochter so aufgeregt vor ihr stand.

»Komm schnell!« Dank ihrer geringen Körpergröße konnte Naomi selbst in der niedrigen Postkutsche ohne Probleme aufrecht stehen. Neugierig lief sie auf den Ausstieg zu. Dort wäre sie fast wieder mit dem wenig freundlichen Herrn zusammengeprallt. Doch im letzten Augenblick blieb sie stehen und wirbelte ungeduldig herum. »Jetzt komm endlich, Mama! Hope wartet auf uns!«

»Hope Springs«, korrigierte Ruth, während sie sich allmählich von der Vorfreude ihrer Tochter anstecken ließ.

Hope – die Hoffnung. Hier *musste* einfach Hoffnung auf sie warten. Denn es gab keinen anderen Ort mehr, an dem Ruth sonst danach hätte suchen können.

Sobald der Pomadenmann zur Seite getreten war, sprang Naomi wie ein Kaninchen aus der Postkutsche. Ruth grinste und schüttelte den Kopf. Sollte das Mädchen nur laufen und springen. Schließlich war die Kleine den ganzen letzten Tag in Zugabteilen und der Postkutsche gefangen gewesen. Wäre Ruth nicht schon fast fünfundzwanzig gewesen, hätte sie es ihrer Tochter vermutlich gleichgetan. Eigentlich war es doch schade, dass die Gesellschaft einer erwachsenen Frau nicht zugestand, ihren Bedürfnissen und Emotionen zu folgen.

Als Ruth den Haltegriff der Kutsche umklammerte und ausstieg – scheinbar hatte gerade keiner der anwesenden Gentlemen, pomadig oder nicht, Zeit, ihr zu helfen –, machte sich eine nervöse Unruhe in ihrem Magen breit.

Was, wenn Mrs Lancaster es leid geworden war, auf sie zu warten, und eine andere Köchin eingestellt hatte? Zwar hatte Dorothea Ruth versichert, dass die Anstellung für sie, ihre Cousine, freigehalten würde. Aber Ruth hatte Wochen gebraucht, bis sie jemanden gefunden hatte, der bereit gewesen war, ihr einen angemessenen Preis für ihren Ehering zu zahlen, damit sie sich die Reise von Clarksville nach Hope Springs überhaupt hatte leisten

können. Was, wenn ihre neue Arbeitgeberin das lange Warten als Vertragsbruch ansah?

Einen Moment lang rieb Ruth über die nackte Stelle an ihrem Finger, wo bis vor Kurzem der goldene Ring gesteckt hatte, und betrauerte seinen Verlust. Dann schob sie die Schultern zurück und machte sich auf die Suche nach ihrem Gepäck. Sie hatte getan, was getan werden musste, um für sich und ihre Tochter ein neues Leben aufbauen zu können, eine Zukunft. Bedauern bildete da ein schlechtes Fundament. Stattdessen wollte sie sich lieber auf ihren Gott verlassen. Immerhin war er es, der sie nach Hope Springs geführt hatte. Da war sie sich sicher. Zu viele Puzzelstücke hatten sich genau zur rechten Zeit zusammengefügt, als dass es anders hätte sein können. Und wenn der Allmächtige sie hierher geleitet hatte, dann würde er sie auch jetzt nicht im Stich lassen.

»Lasst euch genügen an dem, was da ist«, rief sie sich in Erinnerung, während sie geduldig darauf wartete, dass der Fahrer die letzten Gepäckstücke vom Dach hob. »Denn er hat gesagt: Ich will dich nicht verlassen und nicht von dir weichen.«

Es gab Hoffnung. Und Ruth würde nach ihr greifen.

In diesem Augenblick segelte ein brauner Gegenstand auf ihren Kopf zu. Gerade noch rechtzeitig riss sie die Arme hoch und fing ihn auf. *Gütiger Himmel!* Fast wäre sie von ihrer eigenen Reisetasche erschlagen worden, so sehr war sie in Gedanken versunken gewesen.

»Entschuldigen Sie, Ma'am.« Dem Kutscher stand die Scham ins Gesicht geschrieben, als er sich den Hut vom Kopf riss und oben auf dem Kutschendach auf die Knie fiel. Während er sich mit einer Hand am Geländer festklammerte, beugte er sich vor. »Ich dachte, Sie wären der alte Tom. Alles in Ordnung?«

Zwar war es für eine Dame alles andere als schmeichelhaft, mit einem grauhaarigen Wachmann verwechselt zu werden, doch

um ehrlich zu sein, hatte der ältere Herr, der die ganze Zeit über auf dem Kutschbock mitgefahren war, wenige Augenblicke zuvor noch genau an dieser Stelle gestanden. Die anderen Reisenden hatten ihn zur Seite gezogen, um sich bei ihm darüber zu beschweren, wie rau mit ihren Besitztümern umgegangen worden war, und Ruth war auf den frei gewordenen Platz getreten.

Behutsam setzte sie die staubige Tasche ab und klopfte den größten Schmutz von ihrem Kleid. Nachdem sie damit fertig war, warf sie dem Fahrer ein Lächeln zu. Seine Entschuldigung war aufrichtig gewesen und die freundlichen Worte hatten ihre Stimmung gehoben. »Es ist ja nichts passiert. Wenn Sie mir diese letzte Tasche dort etwas vorsichtiger herunterreichen, nehme ich sie Ihnen gerne mit mehr Gewandtheit ab.«

Sie streckte die Arme nach oben, doch der Mann zuckte zurück. Ruth hätte schwören können, dass sie die Frage hörte, die in seinem Kopf herumschwirrte: Was war wohl schlimmer – einer Dame zu widersprechen oder sie körperliche Arbeit verrichten zu lassen?

Ruth winkte auffordernd, um ihm seine Sorgen zu nehmen. »Ich bin stärker, als ich aussehe«, versicherte sie ihm. »Außerdem haben Sie doch bestimmt einen Zeitplan einzuhalten?«

Der Kutscher warf hektisch einen Blick in Richtung der Fahrgäste, die auf dem Bürgersteig darauf warteten einzusteigen. »Tom!«, rief er laut und suchte ganz offensichtlich nach einem Ausweg. Doch entweder war der alte Tom außer Hörweite oder er wurde von den Reisenden zu sehr in Beschlag genommen, um reagieren zu können. Wie auch immer, der verzweifelte Ruf seines Kollegen blieb jedenfalls unerwidert.

Leise vor sich hin schimpfend drückte sich der Kutscher seinen Hut wieder auf den Kopf und kroch zu Ruths zweiter Tasche. Er hob sie hoch, um besser abschätzen zu können, wie schwer sie war, dann beugte er sich so weit über den Rand des Kutschenda-

ches, dass das Gepäckstück Ruths Finger berührte, bevor er es losließ.

Da sie genau wusste, wie schwer die Tasche sein würde – nicht sehr, da ihr momentaner Besitz gerade einmal zwei Kleider umfasste –, bewältigte sie die Aufgabe ohne weitere Probleme. »Danke, Sir.«

Der Mann auf dem Kutschendach tippte sich an den Hut und sah Ruth voller Bewunderung an. Sein Blick verlieh ihr neues Selbstvertrauen und die Zuversicht, dass sie alles schaffen konnte. Was auch immer sich ihr in den Weg stellte. Entschlossen nahm sie auch ihre andere Tasche in die Hand und suchte die Umgebung nach ihrer Tochter ab.

Naomi entdeckte sie zuerst. »Mama, guck mal! Ein Kätzchen.«

»Oje.« Ruth versuchte, nicht an die schmutzigen Pfotenspuren zu denken, die nun mit Sicherheit Naomis bestes Kleid zierten – geschweige denn an Flöhe oder Läuse. Rasch ging sie zu ihr hinüber, beugte sich hinab und betrachtete die in der Armbeuge ihrer Tochter baumelnde Katze. Das arme Tier schien beinahe erwürgt zu werden.

Noch nie hatte Ruth eine streunende Katze gesehen, die sich so ruhig verhielt, wenn sie festgehalten wurde. Die meisten von ihnen fauchten und kratzten oder versuchten zu fliehen. Offensichtlich war dieser schwarz-weiße Tiger den Kontakt mit Menschen gewohnt. Vielleicht hatte er einmal einem Kurgast gehört.

»Lass sie lieber los, Schätzchen. Sie gehört uns nicht.«

Naomi stieß ein Seufzen aus, dann küsste sie das Tier auf den Kopf und setzte es vorsichtig ab. »Mach's gut, Kätzchen.«

Augenblicklich schoss das Fellknäuel davon. Schnurstracks rannte es zur dreistöckigen Hotelanlage auf der anderen Straßenseite. Dort erklomm es den Baum, der den Bürgersteig beschattete. Beeindruckt beobachtete Ruth den flinken Abgang des graziösen Tieres, bis die Zweige es vor ihrem Blick verbargen. Dafür

erregte eine andere Bewegung ihre Aufmerksamkeit. Direkt über dem Baum sah sie einen Mann auf einem Balkon. Er hatte dunkles Haar und trug einen schwarzen Anzug. Einen *teuren* Anzug. Selbst aus der Entfernung konnte Ruth sehen, dass das gute Stück maßgeschneidert war. Die Finger seiner linken Hand tippten müßig auf das hölzerne Geländer, während der Mann seinen Blick über das Treiben auf der Straße schweifen ließ. Beinahe wie ein Lehnsherr, der sein Volk betrachtet, dachte Ruth kopfschüttelnd. Und in diesem Moment richtete der Lehnsherr seine Augen direkt auf *sie*. Rasch senkte Ruth den Blick. Wer auch immer er war, ganz bestimmt würde sie nicht herumstehen und ihn anstarren, als hätte sie keine Manieren – selbst wenn *er* genau dasselbe tat. Wahrscheinlich war er einer der gut betuchten Hotelgäste. Schließlich genossen es die Reichen, von oben herab auf das Fußvolk zu schauen.

Plötzlich näherte sich Ruth ein junger Mann von vielleicht sechzehn Jahren und lächelte sie freundlich an. »Sind Sie als Kurgast hier, Miss?« Er trug eine dunkelgrüne Uniform, auf die in goldenen Lettern *Hope Springs Resort* gestickt war. »Ich helfe Ihnen sehr gerne mit Ihrem Gepäck.«

Bereitwillig griff er nach ihrer Tasche, doch Ruth schüttelte den Kopf. »Vielen Dank, aber nein, ich wohne nicht im Hotel.« Es freute sie, dass er sie genauso höflich behandelte wie eine der besser gekleideten Damen. Wer auch immer ihn ausgebildet hatte, hatte seine Sache gut gemacht. »Ich bin Mrs Lancasters neue Köchin. Könnten Sie mir wohl sagen, wie ich zum *Homespun Café* komme?«

»Sehr gerne.« Ihr Gegenüber strahlte sie mit einem so ehrlichen und ansteckenden Lächeln an, dass Ruths Unsicherheiten und Zweifel wie weggeblasen waren. Stattdessen sprudelte jetzt ein Gefühl der Vorfreude in ihr hoch.

Der junge Portier führte sie um die anderen Reisenden her-

um und zeigte die Straße hinunter in Richtung eines schlichteren Gebäudes am Ende des Blocks. »Das Café ist das letzte Haus auf der rechten Seite, bevor Sie zum Gerichtsplatz kommen. Falls Sie Myrtle Lancaster nicht im Inneren finden, gehen Sie ruhig ums Haus. Sie hat Hühner und einen Gemüsegarten – vielleicht ist sie dort.«

»Vielen Dank.« Ruth wünschte, sie hätte eine Münze, die sie ihm für seine Hilfe geben könnte. Stattdessen konnte sie ihm nur ein strahlendes Lächeln schenken. »Sie haben mir sehr geholfen.«

»Die Freude ist ganz meinerseits, Miss.« Der junge Mann tippete sich an den Hut, dann widmete er sich wieder seinen Aufgaben.

»Komm, Naomi«, sagte Ruth und hob ihr Kinn. »Lass uns schauen, wo Mama ab jetzt arbeitet!«

Begeistert hüpfte Naomi neben ihrer Mutter auf und ab, während sie sich auf den Weg die Straße hinunter machten. »Hast du gehört, was er gesagt hat, Mama? Sie haben Hühner! Glaubst du, ich darf vielleicht ein paar Eier sammeln? Ich bin richtig gut im Eiersammeln, weißt du noch?«

»Ja, das bist du.« Ruth erinnerte sich gut daran, wie sehr Naomi es geliebt hatte, sich um die Hühner auf ihrer Farm zu kümmern. Sie hatte die Tiere gefüttert und mit heller Begeisterung ihre Eier eingesammelt. Jeden Morgen war sie ihrer Mutter in den Stall gefolgt – bis die Bank die Zwangsvollstreckung durchgeführt hatte. Naomi war zu diesem Zeitpunkt erst fünf gewesen. Trotzdem hatte sie die Eier immer mit großer Vorsicht behandelt und nie auch nur ein einziges zerbrochen. »Wir müssen schauen, bei welchen Aufgaben Mrs Lancaster unsere Hilfe benötigt, Liebes.«

Ruth hoffte inständig, dass ihre neue Arbeitgeberin ein gutes Herz hatte und Kinder mochte. Ihre Tochter war so ein liebes Mädchen, artig und gehorsam. Nur an Zurückhaltung mangelte es ihr gänzlich. Aufgrund ihres neugierigen Naturells und ihrer übersprudelnden Lebenslust konnte man sie nicht gerade als ru-

hig bezeichnen.

Schon bald sollte Ruth merken, dass sie sich diese Sorge hätte sparen können. Denn in dem Augenblick, als sie das Café betraten und die heimelige Atmosphäre sie umfing, wurden sie beide von einem Wirbelwind überrollt, der niemand anderes als Myrtle Lancaster sein konnte.

Noch während das kleine Glöckchen über der Tür klingelte, sprang die Frau mittleren Alters von einem der Tische am Fenster auf. Sie trug eine zerknitterte Schürze in einem leuchtenden Fuchsia-Farbtönen und hatte gerade bei einer Tasse Tee in einem Modemagazin geblättert. »Hallo! Willkommen im *Homespun Café*.« Ihre blauen Augen funkelten fröhlich. Während sie auf Mutter und Tochter zulief, schwang ihr kanariengelbes Kleid raschelnd hin und her und bildete einen scharfen Kontrast zu der Farbe der Schürze. Ruth hatte das Gefühl, in ein Kaleidoskop geraten zu sein. »Ich fürchte, ich kann Ihnen nur eine begrenzte Auswahl an Speisen anbieten, da meine neue Köchin noch nicht eingetroffen ist. Aber Sie finden hier auch eine schöne Auswahl an Quilts und lokalen Produkten, die Ihre wunderbaren Erinnerungen an den Besuch in Hope Springs wachhalten werden.« Mit dem Arm machte sie eine ausladende Geste und zeigte auf die genannten Gegenstände, die dekorativ auf Tischen und in Regalen drapiert worden waren.

»Ich hoffe, ich werde etwas länger bleiben können als nur auf Besuch.« Ruth stellte ihre Taschen ab und streckte die Hand aus. »Ruth Fulbright. *Ich* bin die Köchin, auf die Sie gewartet haben.«

Mrs Lancaster jauchzte vor Freude laut auf. Sie ignorierte Ruths Hand und zog sie stattdessen in eine feste Umarmung.

Die überraschende Willkommensgeste überrumpelte Ruth und sie wusste nicht recht, wie sie mit dieser überschäumenden Begeisterung umgehen sollte. Doch das schien ihre Chefin nicht im Geringsten zu stören. Ebenso schnell, wie sie sich geschnappt hat-

te, entließ sie Ruth wieder aus ihren Armen. Daraufhin schwankte diese wie ein Wetterfähnchen im Wind.

»Oh, Mrs Fulbright, Sie haben keine Ahnung, wie sehr ich mich freue, Sie zu sehen!« Mrs Lancaster beugte sich vor und stützte die Hände auf die Oberschenkel. »Und dieser kleine Käfer muss wohl Naomi sein. Dorothea hat mir alles über Sie erzählt.«

Naomi grinste die ihr fremde Dame freundlich an. »Der Mann beim Hotel hat gesagt, dass Sie Hühner haben. Ich bin eine wirklich gute Eiersammlerin.«

»Bist du das? Na, da trifft es sich ja wunderbar, dass ich gerade auf der Suche nach einer erfahrenen Eiersammlerin bin. Kannst du gleich morgen anfangen zu arbeiten, Schätzchen? Ich zahle einen Penny die Woche.«

»Sie müssen nicht ...« Ruths Protest erstarb, als Myrtle abwinkte und ihr so zu verstehen gab, dass jeder Widerspruch zwecklos war.

Naomi klatschte derweil schon begeistert in die Hände und richtete ihren Bettelblick auf Ruth. »Darf ich, Mama? Bitte?«

»Nur wenn du Mrs Lancasters Anweisungen bis ins kleinste Detail befolgst.«

»Das mache ich, versprochen!« Die Antwort zischte ein wenig durch die Lücke ihrer fehlenden Schneidezähne. Das Leuchten in ihren Augen erwärmte Ruths Herz.

»Dann ist es abgemacht«, sagte Myrtle und richtete sich wieder auf. »Warum gehst du nicht schon mal nach hinten und begrüßt meine gefiederten Damen, während ich deiner Mutter hier alles zeige?«

Naomi sah fragend zu Ruth. Sobald sie nur den Ansatz eines Nickens gesehen hatte, zischte die Kleine auch schon schnell wie der Blitz davon.

»Ihre Tochter erinnert mich an meine Enkelinnen Edna und Ethel. Zwillinge, man mag es kaum glauben.« Myrtle schnapp-

te sich ihre Teetasse und das Modemagazin und machte sich auf den Weg in den hinteren Teil des Gebäudes, wo vermutlich die Küche lag. Ruth folgte ihr in der Hoffnung, dass ihre Arbeitgeberin genau das von ihr erwartete.

»Die beiden Energiebündel werden dieses Jahr neun. Aber sie leben zwei Countys entfernt, weshalb wir sie leider nicht so oft zu Gesicht bekommen.« Myrtle warf ein verschmitztes Grinsen über ihre Schulter. »Deshalb muss ich jetzt wohl Ihr kleines Mädchen verhätscheln.«

»Das ist sehr freundlich von ...«

»Hier ist die Küche«, verkündete Myrtle und trat durch eine Schwingtür. »Der Ofen ist erst drei Jahre alt, am Waschbecken gibt es eine Wasserpumpe und die Speisekammer ist direkt angeschlossen. Abends kommt ein Mädchen und macht die vorderen Räume des Cafés sauber, also sind Sie nur für diesen Bereich hier verantwortlich. Machen Sie eine Liste mit allen Lebensmitteln, die Sie brauchen. Mr Lancaster besorgt sie dann für Sie. Die Speisekarte können Sie so gestalten, wie Sie wollen. Aber ich möchte bitte nichts Ausgefallenes. Die Leute, die nobel speisen wollen, essen meist im Hotel. Hier im *Homespun Café* dagegen erwartet man normale, leckere Hausmannskost. Auf jeden Fall muss es nachmittags immer Kuchen geben und morgens Pfannkuchen. Die Arbeiter in der Stadt lieben das.«

In Gedanken machte Ruth sich Notizen. Stephen war von ihrem Essen immer begeistert gewesen und bei den Veranstaltungen ihrer Kirchengemeinde waren ihre mitgebrachten Leckereien oft als Erstes verputzt worden. Aber sie hatte noch nie professionell gekocht. Was würde passieren, wenn sie nicht genug Essen zubereitete? Was, wenn es den Gästen nicht schmeckte? Oder was, wenn ...?

»Und schließlich habe ich mich für Sie um ein kleines Cottage am Stadtrand gekümmert. Es ist zwar sehr rustikal, fürchte

ich, aber durchaus wohnlich. Dorothea hat mir anvertraut, dass Sie momentan finanziell nicht sehr gut dastehen. Deshalb habe ich gar nicht erst in einem der Gästehäuser nachgefragt. Bei all den Kurgästen, die wegen der Mineralbäder und Anwendungen kommen, sind die Preise mittlerweile regelrecht durch die Decke gegangen. In Azlins Resort verlangen sie sage und schreibe vier Dollar pro Nacht! Können Sie sich das vorstellen? Das ist doch skandalös, so etwas! Aber die Leute lassen sich dadurch nicht abschrecken.« Frustriert schüttelte Myrtle den Kopf, während sie um einen kleinen Tisch herumlief. »Sie und der kleine Käfer können hier essen – natürlich erst, nachdem die Gäste versorgt wurden. Wir haben montags bis samstags von sieben bis neunzehn Uhr geöffnet. Sonntags ist geschlossen. Ich selbst führe den Andenkenladen und eine Bedienung kümmert sich um die Tische. Zwischen den Mahlzeiten dürfen Sie gerne die Küche verlassen und sich um persönliche Angelegenheiten kümmern.«

Ruths Kopf schwirrte förmlich von all den Informationen, die auf sie einprasselten. Die bei Weitem Furcht einflößendste davon war, dass ein Zimmer im Hotel vier Dollar kostete. Man hatte ihr einen Lohn von acht Dollar die Woche in Aussicht gestellt. Selbst, wenn sie die Mahlzeiten hier einnehmen konnte, würde es wahrscheinlich schwer werden, in einer so teuren Stadt über die Runden zu kommen.

»Dieses Cottage, das Sie erwähnt haben«, warf Ruth ein, als Myrtle endlich einmal Luft holen musste, »sagen Sie, wie hoch ist denn die Miete?«

Myrtle winkte ab, als wäre die Summe unerheblich. Aber *jede* Summe war erheblich, wenn man nur noch einen Dollar und dreiundzwanzig Cent besaß.

»Es ist eine Anzahlung von einer Monatsmiete zu leisten, aber danach sind es nur noch zwanzig Dollar im Monat.«

Beinahe hätten Ruths Knie unter ihr nachgegeben. Zwanzig Dollar im Monat! Wie sollte sie da Naomi mit Kleidung und Schuhen versorgen? Außerdem würden sie jetzt, wo der Winter vor der Tür stand, einen ausreichenden Vorrat an Kohle brauchen. Ganz zu schweigen von Schulbüchern, Kerosin und einer Grundausstattung für das Häuschen. Im Augenblick hatten Naomi und sie nicht einmal einen Teller, von dem sie essen konnten. Und all diese Dinge würden sie sich ohnehin erst leisten können, wenn sie einen oder zwei Monate gearbeitet hatte. Eine Vorauszahlung war also vollkommen unmöglich.

»Gibt es noch eine andere Wohnmöglichkeit? Vielleicht ein einzelnes Zimmer? Naomi und ich brauchen gar nicht viel Platz.«

Das Gesicht ihrer neuen Chefin wurde mitfühlend. »Ich fürchte nicht. Die meisten Einwohner vermieten ihre Zimmer zu hohen Preisen an Kurgäste. Auch unser freies Zimmer hat Mr Lancaster vermietet. Es ist die nächsten drei Monate ausgebucht. Vielleicht kann ich mit ihm reden, ob wir es danach zu einem geringeren Preis an Sie und Ihre Tochter vermieten könnten. Aber eigentlich brauchen wir die zusätzlichen Einnahmen, um regelmäßig unsere Enkelinnen zu besuchen ...«

»Und so sollte es auch bleiben.« Ruth würde diese gutherzige Frau auf keinen Fall anbetteln. Irgendwie würde sie es schon schaffen. »Ich bin mir sicher, dass uns das Cottage sehr gut gefallen wird. Es war sehr freundlich von Ihnen, dass Sie sich darum gekümmert haben.« Vielleicht könnte sie den Eigentümer davon überzeugen, dass sie wöchentlich einen Abschlag zahlte und nicht die Summe als Ganzes. Ganz bestimmt würde sich irgendeine Lösung finden lassen. »An wen soll ich mich wegen der Vermietung wenden?«

Erleichterung strahlte ihr aus Myrtles Gesicht entgegen. »Für ist Mr Azlins Geschäftsführer, Mr Palmer, zuständig. Sie finden ihn im Hotel.«

»Das Cottage gehört Mr Azlin?« In Ruths Magen machte sich Angst breit. Reiche Männer waren ihr nicht gerade die sympathischsten.

»Natürlich, Liebes. Fast alles hier in der Stadt gehört Mr Azlin.«

*Eine Frage
der Geduld*

*Gehört also jemand zu Christus,
dann ist er ein neuer Mensch.
Was vorher war, ist vergangen,
etwas völlig Neues hat begonnen.*

(2. Korinther 5,17)

Kapitel 1

*Oktober 1894
Harpers Station
Baylor County, Texas*

»Bist du dir sicher, dass sie nicht aus Versehen losgehen kann?« Victoria Adams blickte auf ihr entblößtes rechtes Bein hinab, wo ihre Freundin, Grace Mallory, die kleine Taschenpistole Remington Model 95 mit Doppellauf in das zierliche Pistolenhalfter steckte, das an ihrem Strumpfband befestigt war. »Ich will mir nicht versehentlich in den Fuß schießen, wenn der Wagen in ein Schlagloch fährt.«

Grace blickte mit einem beruhigenden Lächeln zu ihr hinauf. »Wenn du willst, kannst du die Pistole auch in deine Handtasche stecken, aber nach den ganzen Schwierigkeiten, die wir vor ein paar Monaten mit Angus Johnson hatten, habe ich meine Pistole lieber an einer Stelle, an der ich sie jederzeit erreichen kann.«

Grace kontrollierte die Pistole an Toris Strumpfband ein letztes Mal, dann nahm sie die hochgeschobenen Röcke, die Tori an ihren Oberschenkel drückte, und breitete sie unauffällig über ihren Beinen aus. Niemand käme auf die Idee, dass unter den Schichten aus Baumwolle und Musselin eine Waffe versteckt war. »Eine Handtasche ist im entscheidenden Moment vielleicht nicht greifbar oder sie wird dir aus der Hand gerissen, bevor du deine Pistole herausziehen kannst.« Graces dunkelblonder Haarknoten reichte bis zu Toris Kinn, als sie sich zu ihrer vollen Größe aufrichtete. »Es ist besser, die Pistole an einer Stelle, von der niemand etwas ahnt, jederzeit griffbereit zu haben.« Sie hob ihre eigenen Röcke und brachte darunter eine Taschenpistole zum Vorschein,

die sie ebenfalls über ihrem Knie festgeschnallt hatte. »Ich trage meine Pistole seit Juli ständig an meinem Bein und habe mir noch nie in den Fuß geschossen.« Graces Augen funkelten belustigt, und Tori entspannte sich ein wenig.

»Du hältst mich wahrscheinlich für verrückt, weil ich solche Vorsichtsmaßnahmen wegen eines Mannes ergreife, der zu uns allen immer nur nett und hilfsbereit ist.« Tori senkte den Blick, da sich ihr Magen nervös zusammenzog. Sie wusste, dass sie übertrieben reagierte, aber sie konnte einfach nicht anders. Sie war seit über fünf Jahren nicht mehr mit einem Mann allein gewesen. Nicht mehr, seit ... Nein! Daran wollte sie nicht denken.

Tori ballte die Fäuste und zwang sich, die Tür zu diesen Erinnerungen zuzuschlagen. Sie wollte sich nicht von der Vergangenheit beherrschen lassen. Sie hatte eine Zukunft, die sie gestalten wollte, und einen Sohn, für den sie sorgen musste. Der Lebensunterhalt der Frauen in Harpers Station war davon abhängig, dass Tori ihre Waren verkaufen konnte.

Benjamin Porter war ein guter Mann. Ein ehrbarer Mann. Er lieferte seit über einem Jahr Waren in ihren Laden, seit Emma Chandler die Frauenkolonie in Harpers Station gegründet hatte. Mr Porter war monatelang der einzige Mann gewesen, der ihre Zufluchtsstätte hatte betreten dürfen, und er hatte dieses Vertrauen kein einziges Mal missbraucht.

Der Fuhrunternehmer verlangte faire Preise, und wenn ihr gewohnter Markt in der Nachbarstadt Seymour gesättigt war, scheute er keine Mühen, um neue Verkaufsmöglichkeiten für die Eier, das eingemachte Obst und Gemüse und die Quiltdecken zu finden, die von den Frauen in Harpers Station hergestellt wurden. Als Angus Johnson ihre Gemeinde überfallen hatte, hatte Mr Porter zu ihnen gestanden. Er hatte für sie gekämpft.

Bei der Erinnerung, wie der Fuhrunternehmer Tag für Tag vor ihrem Laden Wache gestanden hatte, wurde Toris Gesicht spür-

bar warm. Er hatte nicht die Stadt als Ganzes beschützt. Er hatte *Tori* beschützt. Er machte aus seinem wachsenden Interesse an ihr keinen Hehl. Das war vielleicht der Hauptgrund, warum *Tori Grace* um Rat gefragt hatte, wie man am besten eine Waffe verstecken könne.

Graces sanfte Berührung auf *Toris* Arm vertrieb die widersprüchlichen Gedanken, die ihr Gehirn vernebelten. Die durchdringenden Augen der jungen Telegrafistin ließen Geheimnisse erahnen, die diese normalerweise scheue Frau mühsam hütete.

»Vorsichtsmaßnahmen sind *nie* dumm. Es ist besser, eine Verteidigungsmöglichkeit zu haben und sie nicht zu brauchen, als sich verteidigen zu müssen und wehrlos zu sein.« Aus ihren leisen Worten sprachen schmerzliche eigene Erfahrungen, und *Tori* fragte sich nicht zum ersten Mal, was *Grace Mallory* nach *Harpers Station* geführt hatte.

»Du hast natürlich recht.« Sie hatte wirklich recht. Wenn sich *Ben Porter* bei ihrem heutigen Ausflug genauso anständig verhielt wie sonst, bräuchte niemand von der kleinen Waffe zu erfahren, die unter ihrem Unterrock versteckt war. Sie betete, dass sie die Waffe nicht benutzen müsste. Dass sich *Mr Porters* Charakter als so tadellos erweisen würde, wie es den Anschein hatte. Und dass sein freundliches Verhalten nicht nur eine Fassade war, um sie einzulullen und unvorsichtig zu machen.

Ein Mann investierte doch sicher nicht ein Jahr seines Lebens für eine Frau, die bei mehreren Gelegenheiten unmissverständlich klargestellt hatte, dass sie von keinem Mann etwas wissen wollte. Keine Liebelei war so viel Mühe wert. *Sie* war so viel Mühe nicht wert.

Tori verbannte dieses armselige Selbstmitleid wieder in den hintersten Winkel ihres Herzens, berührte Graces Hand, die auf ihrem Arm lag, und drückte sie herzlich.

»Vielen Dank, dass du mich an deinen Erfahrungen teilhaben

lässt. Ohne deine Hilfe hätte ich nie den Mut aufgebracht, mich auf diese Geschäftsidee einzulassen.«

Grace hob einen Mundwinkel. »Emma sagt immer, wir Frauen können alles schaffen, was wir uns vornehmen, solange wir zusammenhalten. Nach dem Dreivierteljahr, das ich jetzt hier wohne, fange ich endlich an, das zu glauben.«

Tori lächelte und erlaubte sich sogar ein leises Schmunzeln. »Das wird auch langsam Zeit.«

Grace stimmte in ihr Lachen ein, wurde aber sofort wieder ernst, als der Vorhang, der den Lagerraum von dem Bereich hinter dem Verkaufstresen des Gemischtwarenladens trennte, zur Seite geschoben wurde.

»Da bist du ja!« Emma Chandler – jetzt Emma Shaw, seit sie und Malachi vor zwei Wochen geheiratet hatten – rauschte mit verschmitzt funkelnden Augen ins Hinterzimmer. »Ich habe Lewis *gesagt*, dass du dich nicht in dein Zimmer eingesperrt hast, aber er hat mir nicht geglaubt. Er hat mich gebeten, dich zu holen, bevor du es dir anders überlegst.«

»Dieser Junge!« Tori schüttelte den Kopf, obwohl ihr Herz vor Liebe höherschlug. Ihr Sohn war zwar erst vier, aber er kannte seine Mama sehr gut. Manchmal zu gut. Er erkannte ihre Stimmung schneller, als ein Pfannkuchen Ahornsirup aufsaugen konnte. Das war einer der Gründe, warum sie sich so sehr bemühte, ihre Gefühle gut zu beherrschen. Lewis sollte eine glückliche und unbeschwerte Kindheit haben, die nicht durch das Misstrauen und den Argwohn seiner Mutter belastet wurde. »Seit ich dieser Fahrt letzte Woche zugestimmt habe, spricht er von nichts anderem. Man könnte meinen, wir würden uns einer Expedition anschließen, um unbekanntes Land zu entdecken. Dabei versuchen wir doch nur, neue Kunden zu gewinnen. Selbst wenn ich wollte, könnte ich jetzt keinen Rückzieher mehr machen.«

Emma trat zu Tori und drückte ihre Hand. »*Willst* du denn

einen Rückzieher machen?«

Tori bemühte sich um eine unbeschwerte Miene und schüttelte den Kopf. »Natürlich nicht. Ich habe es versprochen, und was ich verspreche, halte ich auch. Das weißt du.«

Natürlich wusste Emma das. Die beiden Frauen waren seit drei Jahren Freundinnen, Vertraute und Geschäftspartnerinnen. Deshalb wusste Emma auch, wie sehr Tori davor graute, mit einem Mann allein zu sein. Besonders dann, wenn der Mann groß und kräftig war. Wenn dieser Mann gebaut war wie die zwei riesigen Pferde, die seinen Lieferwagen zogen. Und wenn dieser Mann sie im Handumdrehen überwältigen könnte.

Toris freie Hand verkrampfte sich um den Stoff ihres Rocks, während sie Grace anschaute und hoffte, ihr gemeinsames Geheimnis würde ihre Zuversicht stärken. Grace nickte unauffällig.

Auch kräftige Männer waren gegen Pistolenkugeln nicht immun.

Tori zwang sich, langsam wieder einzuatmen, und entspannte ihre Finger, bevor sie ihren Blick wieder auf Emma richtete und sie mit einem leichten Lächeln beruhigte. »Ich kann nicht sagen, dass ich mich bei diesem Gedanken ganz wohlfühle, aber es ist nicht das erste Mal, dass ich meine persönlichen Wünsche hintanstelle, um das zu tun, was für das Geschäft das Beste ist.«

Tori entzog Emma ihre Hand und beugte sich nach unten, um den Picknickkorb aufzuheben, den sie für die Fahrt vorbereitet hatte. »Mr Porters Idee, mit den Waren zu den Familien auf den Farmen und Ranches in der Umgebung der Stadt zu fahren, klingt vielversprechend. Wenn ich zu vernünftigen Preisen mehr Service bieten kann, beschließen die Kunden, die normalerweise nach Seymour oder Wichita Falls fahren, um sich dort mit Vorräten einzudecken, vielleicht, sich einmal im Monat zu einem kleinen Aufpreis ihre Waren liefern zu lassen – selbst wenn sie dazu Geschäfte mit einer Frau machen müssen. Immerhin sparen sie

sich damit einen ganzen Arbeitstag.«

Emma zog eine Braue hoch. »Versuchst du gerade, *mich* zu überzeugen oder *dich selbst*?«

Tori seufzte innerlich. Es war wirklich lästig, eine beste Freundin zu haben, die sie so gut durchschauen konnte. »Vermutlich mich selbst.« Ihre Schultern sackten ein wenig nach unten und ihre Körperhaltung verriet ihre Unsicherheit. »Ich zähle im Geiste schon die ganze Woche die logischen Argumente auf, die dafürsprechen: Höhere Umsätze sind nicht nur für mich gut. Sie sind für die ganze Stadt gut. Fast jede Frau in Harpers Station ist darauf angewiesen, dass ich die Waren, die wir produzieren, verkaufen kann. Ein größerer Markt bedeutet höhere Einnahmen für uns alle.«

»Aber nicht auf Kosten deines Seelenfriedens.« Emma nahm Tori den Picknickkorb aus den Händen, aber das, was Tori wirklich eine Last abnahm, war die bedingungslose Unterstützung ihrer Freundin. »Wenn du willst, kann ich Tante Bertie bitten, euch zu begleiten. Sie kommt bestimmt gern als Anstandsdame mit. Sie könnte auf Lewis aufpassen, während du und Mr Porter eure Geschäftsverhandlungen führen.«

Tori schüttelte den Kopf. »Nein. Ich muss das allein schaffen.« Obwohl sie zugeben musste, dass dieses Angebot sehr verlockend war. Alberta Chandler war eine liebe Frau, sie war immer so freundlich und ermutigend. Sie wäre der perfekte Puffer zwischen ihr und dem Fuhrunternehmer. Aber es handelte sich hier um eine Geschäftsfahrt, nicht um einen gemütlichen Ausflug. Als solche musste sie diesen Tag auch angehen. »Wenn ich ein Mann wäre, würde ich allein fahren. Ich bin Ladenbesitzerin. Ich bin Geschäftsfrau. Es ist absolut nicht anstößig, Mr Porters Begleitung in Anspruch zu nehmen, da er den Weg viel besser kennt als ich und zu vielen Familien bereits Kontakt hat.«

Tori legte den Arm um Emmas Schultern und drückte sie

herzlich. »Du bist eine gute Freundin, Emma, aber es wird Zeit. Es wird Zeit, dass ich mich aus dem geschützten Kokon dieser Stadt hinauswage und mir beweise, dass ich stark genug bin, um mich in der Welt da draußen zu behaupten.«

Emma schaute sie mit einem breiten Grinsen an, bei dem die innere Kraft dieser unglaublichen Frau sichtbar wurde, die so vielen Frauen half, die Autorität über ihr eigenes Leben zurückzugewinnen. Allen voran Tori.

»Du bist die stärkste Frau, die ich kenne, Victoria Adams.« Emma lehnte sich kurz an sie, dann trat sie zurück und schaute Tori direkt an. Ihre Miene, ihre Körperhaltung, alles an ihr strahlte Vertrauen und Zuversicht aus. »Du wirst dich nicht nur behaupten. Du wirst Erfolg haben.«



Benjamin Porter bemühte sich, seine Nervosität zu überspielen, indem er doppelt und dreifach kontrollierte, ob die Waren, die er im vorderen Teil der Ladefläche seines Wagens verstaut hatte, richtig gesichert waren. Jede Menge Stoffballen, Schleifenrollen, Duftseifen, Cremes und unzähliger weiblicher Krimskrams, dessen Funktion ihm völlig schleierhaft war, waren ordentlich in Kisten gepackt, die mit Baumwolle ausgepolstert waren, um die Waren während des unsanften Rüttelns zu schützen, das auf den mit Schlaglöchern übersäten Straßen zwischen Harpers Station und Wichita Falls nicht zu vermeiden war.

Dies war höchstwahrscheinlich die kleinste Fracht, die er je transportiert hatte, aber es könnte leicht die wichtigste Fracht seines Lebens werden. Seine ganze Zukunft hing vom Ausgang dieses Unterfangens ab. Nun ja, nicht seine *ganze* Zukunft, aber definitiv die interessantesten Aspekte seiner Zukunft. Nachdem er monatelang geduldig gewartet und unmissverständliche An-

deutungen gemacht hatte, war heute der Tag, an dem er endlich Toris Abwehr durchbrechen und sie überreden wollte, ihre Partnerschaft nicht länger nur streng geschäftlich zu sehen, sondern mehr daraus werden zu lassen. Seit über einem Jahr sehnte er sich nach mehr, aber jedes Mal, wenn er dieses Thema ansprach, stellte sie klar, dass sie kein Interesse hatte, sich mit irgendeinem Mann auf eine Liebesbeziehung einzulassen.

Vermutlich sollte es ihn trösten, dass sie nicht *ihn* persönlich ablehnte, sondern sein Geschlecht als Ganzes. Aber es gefiel ihm trotzdem nicht. Es war nicht fair von ihr, ihn in die gleiche Schublade zu stecken wie alle anderen Kerle in Hosen, die ihr bisher über den Weg gelaufen waren. Besonders der Kerl, der ihre Abneigung gegen Männer überhaupt erst verschuldet hatte.

Ben hatte keine Ahnung, wer dieser Halunke war und was er getan hatte, aber für ihn bestand kein Zweifel, dass es diesen Mann gab. Tori sprach nie von einem Ehemann und stellte sich immer als *Miss Adams* vor und nicht als *Mrs Adams*. Daraus schloss er, dass der Mann, der Lewis gezeugt hatte, es offenbar nicht für nötig erachtet hatte, ihr vorher einen Ring anzustecken.

Und er erinnerte sich gut an die Angst, die bei ihrer ersten Begegnung aus ihren Augen gesprochen hatte. Er hatte einmal mit einem Pferd gearbeitet, das den gleichen Blick gehabt hatte. Es hatte jedes Mal, wenn er versucht hatte, in seine Nähe zu kommen, gescheut. Dieser Wallach hatte ausgetreten und gebissen und war weggelaufen, sobald er dazu eine Gelegenheit gehabt hatte. Wie sich herausgestellt hatte, hatte der frühere Besitzer des Pferdes das Tier mit seinen Sporen und seiner Peitsche gequält. Ben hatte Monate gebraucht, um sich das Vertrauen des Rotschimmels zu erarbeiten. Monate, in denen er Bisse und Tritte eingesteckt hatte, Monate, in denen er das Tier nicht bedrängt hatte, um seine Kooperation zu erzwingen. Doch am Ende hatte sich der Rotschimmel beruhigt und war das beste Reitpferd ge-

worden, das Ben je besessen hatte.

Tori hatte unter den Händen eines Mannes gelitten, so viel stand für Ben fest. Aber nachdem sie jetzt monatelang Zeit gehabt hatte, um sich an ihn zu gewöhnen, und nicht mehr jedes Mal zusammenzuckte, wenn er sie ansprach oder ihren Laden betrat, war es Zeit, dass sie ihn nicht mehr durch die Brille ihrer Vergangenheit sah, sondern so, wie er wirklich war: mit seinen Stärken, Schwächen und allem, was dazwischenlag.

Nun ja, vielleicht nicht mit seinen Schwächen. Wenigstens nicht mit allen. Immerhin wollte er sich ihr als potenzieller Ehemann empfehlen und sie nicht endgültig vergraulen.

»Wenn du diese Kisten noch ein einziges Mal kontrollierst, verhafte ich dich wegen ungehörigen Benehmens.«

Eine starke Hand legte sich auf Bens Schulter. Er drehte sich um und bedachte Malachi Shaw, den frisch ernannten Marshal der Stadt, mit einem gespielt finsternen Blick.

»Was meinst du mit *ungehörig*? Diese Kisten sind ordentlich gesichert.« Ben verschränkte die Arme vor seiner Brust und ließ die Muskeln an seinen Oberarmen spielen.

Von Bens Kraftprotzerei völlig unbeeindruckt, zog Malachi eine Braue hoch. »Nicht die Kisten sind ungehörig, sondern dein Benehmen. Andererseits ist das wahrscheinlich völlig normal. Auf eine Frau zu warten macht jeden Mann nervös.« Der Marshal grinste und die beiden Freunde klopfen sich verständnisvoll auf die Schultern.

»Wie recht du hast!« Ben trat von seinem Wagen weg und war für die Ablenkung dankbar. Er würde das vor Malachi nie zugeben, aber er befürchtete, dass Tori jeden Moment aus ihrem Laden marschiert käme und ihm mit ihrer Stimme, die keinen Widerspruch zuließ, erklärte, dass sie es sich anders überlegt habe. Obwohl der kleine Lewis Ben geholfen hatte, die ganzen Kisten, die Tori am Vorabend gepackt hatte, aufzuladen, hatte er keine

Garantie, dass sie die geplante Fahrt tatsächlich antreten würde.

»Mr Ben! Mr Ben!« Lewis stürmte mit einem Stoß alter Quiltdecken auf den Armen auf den Wagen zu. »Ist meine Ma schon fertig?« Er stolperte beinahe über den Zipfel einer Decke, die er über die Straße schleifte, aber mit dem Geschick eines Jungen, der es gewohnt war, in Bächen über Steine zu hüpfen und auf dem Geländer vor dem Laden zu balancieren, wenn seine Ma nicht hinschaute, sprang er leichtfüßig zur Seite und beförderte seine Decken in einer schwungvollen Bewegung nach oben, um wieder ungehindert Platz vor seinen Füßen zu haben.

Ben packte den blonden Kobold, hob ihn ebenfalls in einer schwungvollen Bewegung vom Boden hoch und beförderte ihn auf die Ladefläche seines Wagens. »Noch nicht, aber sie kommt bestimmt bald. Bau dir doch hier hinten mit deinen Decken ein Bett, damit du es während der Fahrt bequem hast. Ich habe die Kisten festgezurt, du brauchst also keine Angst zu haben, dass sie herumrutschen.«

Lewis ließ die Decken dort, wo er stand, fallen, dann kämpfte er sich zum Wagenrand zurück und beugte sich so weit über die Seite, dass Ben fast befürchtete, er könnte herauspurzeln. Offenbar meinte der Junge, ein unordentlicher Deckenhaufen wäre bequem genug für die Fahrt, aber Ben bezweifelte, dass Tori das auch so sehen würde.

»Breite diese Decken ordentlicher aus, Lewis. Wenn deine Ma dieses Chaos sieht, besteht sie bestimmt darauf, die Decken selbst schön auszubreiten, und dann dauert es noch länger, bis wir aufbrechen können.«

»Ach, Mr Ben!«, jammerte der Junge.

Ben bedachte den Jungen mit einem Blick, der ihm klarmachte, dass er sich in diesem Punkt nicht umstimmen ließe. Lewis seufzte theatralisch, schob sich vom Wagenrand weg und begann, sich ein gemütliches Lager zu bauen. Ben erwartete zwar nicht, dass es viel

besser aussehen würde als der jetzige Deckenhaufen – ein Vierjähriger hatte einfach nur einen begrenzten Ordnungssinn –, aber wenigstens war der Junge beschäftigt und lernte ein wenig Verantwortung.

»Du sollst sie nicht einfach zusammenknüllen. Falte sie schön zusammen, wie es deine Ma machen würde.«

Ein weiteres Seufzen und ein mitleiderregender Blick über die Schulter. »Ja, Sir.«

Ben verkniff sich ein Grinsen und richtete seine Aufmerksamkeit wieder auf den Marshal. »Es war eine gute Idee, Lewis die Decken holen zu lassen. Er hat mich mit seinen ständigen Fragen, wann es endlich losgeht, schon fast wahnsinnig gemacht.«

Malachis Brustkorb blähte sich auf, während er auf den Absätzen seiner Stiefel auf und ab wippte. »Meine Emma ist eine kluge Frau. Das war sie schon immer. Sie wird es auch schaffen, deine Freundin aus ihrem Laden zu holen. Warte nur ab.«

Eine ungebetene Wärme kroch an Bens Hals hinauf. »Sie ist nicht meine *Freundin*. Wir sind nur Geschäftspartner.« Allerdings würde er das gerne ändern ...

»M-hm.« Malachi klang nicht besonders überzeugt. »Das werden wir ja sehen.« Er deutete mit dem Kopf zum Laden.

Ben folgte seinem Blick und sein Herz begann zu rasen. Tori stand auf dem Gehweg vor dem Laden, wo der Herbstwind eine Strähne ihres blonden Haars erfasste und sie ihr ins Gesicht wehte. Sie hob die Hand, um die Strähne in eine der Haarnadeln, die den Haarknoten in ihrem Nacken festhielten, zurückzuschieben. Der Strohhut, den sie trug, saß züchtig auf ihrem Kopf, die rote Schleife um die Mitte des Huts war der einzige Farbkleck an ihr.

Tori war keine Frau, die Aufmerksamkeit auf sich ziehen wollte. In ihrem beigen Kostüm mit weißer Bluse, die bis zum Kinn zugeknöpft war, war sie der Inbegriff einer unauffälligen Frau. Damit konnte sie vielleicht alle anderen täuschen, aber Ben nicht.

Sie versuchte zwar, ihre weiblichen Reize herunterzuspielen, aber er hatte lange genug mit ihr zu tun, um ihre schlanke Figur, ihre schönen blauen Augen und ihren cremefarbenen Teint bewundernd zu bemerken. Und erst ihr Lächeln! Wenn sie lächelte, strahlte sie förmlich. Nicht dass er von diesen seltenen Momenten schon viele erlebt hätte! Normalerweise verzog sie nur leicht die Lippen, um ihre Freude oder Zufriedenheit zu zeigen. Aber hin und wieder, besonders wenn ihr Sohn im Spiel war, überwand ein echtes Lächeln ihre zurückhaltende, abwehrende Art und verwandelte sie in eine wahre Schönheit.

»Entschuldigung, dass es so lange gedauert hat.« Tori warf die Schultern zurück, als ziehe sie in eine Schlacht, bevor sie die Stufen herabstieg. »Ich musste noch einige letzte Vorkehrungen treffen.«

Ben eilte zur Rückseite des Wagens herum und öffnete bereits den Mund, um ihr zu versichern, dass die Verzögerung kein Problem sei, als Lewis den Kopf über die Wagenseite streckte.

»Endlich! Mann, Ma! Du hast ja eeewig gebraucht!«

Ben warf dem Jungen einen warnenden Blick zu. »Das, was deine Ma gemacht hat, war bestimmt wichtig.« Er drehte sich wieder zu Tori herum und setzte sein charmantestes Grinsen auf. »Es ist alles eine Frage der Geduld. Sie ist das Warten wert.«

Sie kniff die Lippen zusammen und reagierte mit missbilligender Miene auf sein Lob. So viel zu seinem Charme!

»Ja, nun ... dann schlage ich vor, dass wir nicht noch länger warten.« Tori beschleunigte ihre Schritte und ließ ihm keine Chance, ihr in den Wagen zu helfen. Sie kletterte an den Radspeichen hinauf und setzte sich auf den Kutschbock, bevor er die Hände um ihre Taille legen und sie hinaufheben konnte.

Das war wirklich schade.

Ben tat seine Enttäuschung mit einem Achselzucken ab und trat nach vorne, um sein Pferdegespann ein letztes Mal zu kon-

trollieren, bevor er sich auf der Fahrerseite auf den Kutschbock schwang. Emma reichte Tori einen großen Korb und verabschiedete sich, während Grace Mallory am Geländer vor dem Laden stand und winkte.

Als Ben mit der Zunge schnalzte, um seinen Pferden das Signal zu geben, dass es losgehen konnte, schmunzelte er leise. Eine der reizvollsten Aspekte dieses Plans, Hausbesuche auf den umliegenden Farmen zu machen, waren die unzähligen Male, die sie ein- und aussteigen müssten. Dieses Mal war ihm Tori zwar entwischt, aber er hätte noch zig Gelegenheiten, sie behutsam um ihre schlanke Taille zu fassen und vom Kutschbock zu heben. Es war alles eine Frage der Geduld.